Die Goldsucher.

Roman von A. Katschka.

(9. Fortsetzung.)

Sieben Tage waren vergangen, eine qualvolle, fürchterliche Woche! Das Gewehr war verschwunden, vergebens hatte Iswolskij es überall gesucht; es konnte nicht gefunden werden.

Sie mußten ohne Waffe durch die Taiga wandern. Mit dem Fleisch des getödteten Hirsches beladen, die Sonne als einzige Richtschnur, ging es unaufhaltsam vorwärts. Keine Lichtung, überall Waldesdickicht, überall dasselbe unheimliche, ununterbrochene Geräusch—ringsum Niemand als wilde Thiere. Das Thier aber scheute den Menschen und der Mensch wich dem Thiere ebenfalls aus.

Schweigend zogen sie dahin, als ob sie ein lautes Wort vermieden, da es nur ihre Befürchtungen offenbaren konnte; nur das wahnsinnige Kosakenmädchen lachte, weinte und sang mit gebrochener Stimme, so die feierliche Stille der Taiga unterbrechend.

Aber auch sie verstummte bald .... seit einigen Tagen schon quälte das Sumpffieber die Unglückliche; bald tauchte es sie in Flammen der Hölle, bald machte es sie im eisigen Schüttelfrost erzittern, und Niemand konnte ihr Hilfe bringen.

„Fürchterlich!“ rief Ludow plötzlich aus, „sollen wir wirklich hier umkommen?“

„Wir dürfen nicht verzweifeln, vielleicht sind wir dem Tschekoje schon nahe.“

„Das höre ich täglich von Ihnen! Ihnen habe ich es ja zu danken, daß ich hier bin,“ erwiderte Ludow bitter.

„Wie?“ frug Iswolskij mit Staunen.

„Gewiß.... ohne Ihr Zureden wäre ich nie in die verfluchte Taiga, dem sicheren Tode entgegengegangen .... ich wäre lieber im „Adlerhorst“ geblieben.“

„Sie wissen doch, daß es keinen anderen Ausweg gab.“

„Meinen Sie?“ fragte Ludow ironisch.

„Ich weiß, was Sie bei den Sträflingen erwartete.“

„Ich aber glaube, daß Sie Ihre eigenen Gründe hatten, mich in die Taiga zu schleppen, wenn auch nur darum, daß ich nicht nach Mangut zurück könne.

Iswolskij schwieg. Die ihm in's Gesicht geschleuderte Beleidigung war zu groß, als daß sie eine Rechtfertigung gestattete; unter den gegenwärtigen Verhältnissen streiten, wäre Wahnsinn gewesen; er gedachte des Wortes, welches er Eugenie Nikolajewna gegeben hat.

„Sie mögen es wissen, daß, wenn wir hier untergehen sollen, zuerst die Reihe an mich kommt,“ sagte er leise.

Eine peinliche Stille trat ein; Ludow schwieg, in Folge der letzten Worte Iswolskij's regten sich Bosheit und Erbitterung in ihm, mit einemmale war es ihm klar, wie sehr er Iswolskij haßte.

Die Spiritushändler.

Einige Werst unterhalb der warmen Quelle lag am steilen Ufer der Aschenga ein Kahn, auf dem Ufersande brannte ein Feuer, über dem ein Kessel lustig brodelte, und zwei Männer waren beschäftigt, sich Thee zu bereiten. Der näher am Feuer Sitzende war ungefähr 35 Jahre alt, hatte mächtigen Bart und schlaue Augen und war dem Typus nach ein echter Russe, dem Kleinhändlerstande angehörend. Seine Kleidung war europäisch, die Füße steckten in langen Jagdstiefeln. Sein Gefährte war ein Vollblut-Tatar aus Kasan, in weichen Stiefeln, Halbpelz und die Trodelmütze auf dem glattrasirten Haupte.

Unweit der Männer lagen einige vortreffliche Flinten, weiter im Sande mehrere sorgfältig in Leder eingenähte und wohlverpackte Kisten.

„Ja, Alexander Dmitriewitsch, morgen sind wir wohl am Onon, und übermorgen nächtigen wir dann in Koschalik,“ sprach der Tatar.

„Mit Gottes Hilfe, ja!“ erwiderte der andere, Alexander Dmitriewitsch genannt; „wenn wir nur nicht den Kosaken in die Hände fallen; die Canaillen stehlen—nehmen uns den Spiritus ab ... Kommen wir aber zu den Baldschinsk'schen Goldwäschereien, so bekommen wir Gold—wenigstens zwei Pfund Goldsand oder selbst mehr nehmen wir mit.“

„Aber Alexander Dmitriewitsch, was war's, was wir dort sahen?“ fragte der Tatar, den Kopf nach dem Walde neigend.

„Weiß nicht, wer's war; zuerst glaubte ich, es seien auch Spiritushändler ... sahen aber nicht so aus ... vielleicht verirrte Sträflinge.“

„Verirrt, gewiß ... sahen aber abgezehrt aus; der Eine schien sehr krank; wir gingen dicht heran, und sie merkten es nicht—saßen ganz still.“

„Ich wollte sie ansprechen, aber der Teufel weiß, wem man begegnet; hier muß man vorsichtig sein,“ erwiderte Alexander Dmitriewitsch, indem er den Kessel vom Feuer hob und den heißen Thee eingoß.

Es waren Spiritushändler. In Sibirien ist in der Gegend der Goldwäschereien der Spiritushandel verboten. Damit die Arbeiter sich nicht betrinken, gibt die Verwaltung jeder Wäscherei und diese jedem Arbeiter täglich eine Portion Schnaps, mehr aber bekommt er um keinen Preis; der Russe aber liebt zu trinken. So entstand ein neues Gewerbe—der heimliche Schnapshandel bei den Wäschereien.

Das ist ein sehr vortheilhaftes Geschäft. Der Händler kauft einen Eimer Spiritus in einer großen Stadt und zieht dann mit einem Gefährten durch die Taiga, wo keine Wege noch Wachtposten sind, zu den Wäschereien. Im Walde schlägt er sein Lager auf und macht aus dem Eimer Spiritus fünf Eimer Schnaps. Die Arbeiter erfahren bald etwas von der erwünschten Nachbarschaft und kommen in der Nacht, um Schnaps gegen gestohlenes Gold einzutauschen; für ein Solotnik Gold das vier Rubel kostet, giebt's eine Flasche Schnaps, also schlägt der Händler aus einem Eimer Schnaps leicht 400 und mehr Rubel heraus.

Natürlich lockt solch' reicher Gewinn die Menschen an, und mit Gefahr des Lebens schleichen sie sich mit ihrem kostbaren Naß durch die Taiga ... Die Landpolizei spürt ihnen nach, verfolgt sie, die Cordonkosaken nehmen ihnen den Spiritus ab, und trinken ihn selbst aus, die in der Taiga versteckten Räuber schlagen sie todt, aber immer und immer dauert der unselige Handel fort, der die Arbeiter arbeitsunfähig und zu Dieben an ihren Brodherren macht; Hunderte von Spiritushändlern ziehen aus, um goldbeladen wieder heimzukehren. Viele büßen bei diesem gefährlichen Gewerbe ihr Leben ein, aber von diesen Dramen der Taiga erfährt Niemand etwas.

Unsere Händler saßen Thee trinkend am Feuer, als plötzlich hinter der Biegung des Flusses regelmäßiger Ruderschlag laut wurde.

„Wer rudert hier umher?“ rief Alexander Dmitriewitsch, und griff, eilig emporspringend, nach dem Gewehr.

Der Tatar folgte seinem Beispiele und Beide versteckten sich hinter den Steinen des Ufers.

Jetzt zeigte sich ein Boot mit drei Ruderern. Die erfahrenen Händler sahen auf den ersten Blick, daß die Nahenden ihnen keine Gefahr brachten, zumal sie den Kosaken Chwosto, welcher mit Skuratow die Schwellen des Aschenga zu erreichen trachtete, gut kannten.

„He! he!“ rief der Tatar dem Boote entgegen; „Freunde! Alles gesund?“

Chwosto, der mit dem Rucken gegen sie gewandt saß, drehte sich um und erkannte sie.

„Seien Sie gegrüßt, Alexander Dmitriewitsch,“ rief er spöttisch, mit den Rudern einhaltend; wohin führt Sie Gott? Schleichen sich wohl mit Spiritus durch?“

„Ich muß zu euch, zum Onon ... Aber wo kommt ihr her?“ fragte der Händler, neugierig den ihm fremden Skuratow musternd.

Das Boot stieß an's Ufer und Chwosto sprang an's Land.

„Nun, Brüderchen, sind wir uns begegnet, so bewirthe uns vor allen Dingen,“ rief er dem Händler scherzend zu, zumal er sah, daß dieser schon das Fäßchen öffnete.

Skuratow und der andere Kosak stiegen auch an's Land und die ganze Gesellschaft ließ sich am Feuer nieder; Skuratow war es interessant, diese kühnen Pioniere der Wüste zu sehen.

„Woher des Weges?“ fragte Chwosto, nachdem er getrunken und sich den Bart getrocknet.

„Natürlich vom Tschekoje ...“

„Kommt ihr über's Gebirge?“

„Ja! Gestern überstiegen wir es; der Weg war sehr schwer; Nebel und Schnee ...“ Chwosto dachte etwas nach.

„Welchen Weg nahmt ihr? Durch den Durchhau?“

„Ja.“

„Habt ihr dort keine Spuren gesehen? Zwei Menschen mußten in diesen Tagen jenen Weg kommen.“

Der Händler schwieg nachdenklich; bevor er antwortete, schien er etwas zu erwägen, aber der Tatar kam ihm zuvor.

„Versteht sich ... Wir haben die Leute sogar gesehen, oben auf dem Kamm ... der Eine jung, der Andere etwas älter.

Skuratow sprang auf ... „Sollten sie die Unserigen gesehen haben?“ dachte er.

Als Alexander Dmitriewitsch sah, daß der Tatar sich schon verplaudert hatte, erzählte er selbst Chwosto das Nähere.

„Ja! Zwei haben wir gesehen, in der That ... Ich wollte zu ihnen gehen, aber fürchtete mich ... So elend sahen sie aus; dazu die Augen so wild, müssen schon lange durch die Taiga wandern. Kleider und Schuhwerk waren ganz und gar zerfetzt.“

„Wie sahen sie aus?“ fragte Chwosto.

Der Händler beschrieb sie. Es blieb kein Zweifel, daß es Ludow und Iswolskij waren.

„Hatten sie Gewehre?“

„Davon war nichts zu sehen ... war wohl nahe genug, habe aber nichts bemerkt ... sie schienen halb verhungert, ich sah, daß sie Tscheremtscha kauten.“

„Ach! Bist du noch ein Mensch! Siehst, daß Menschen verhungern, gehst aber nicht heran, um zu helfen!“

„Sie wissen ja! Es ist die Taiga, dort muß man Alles fürchten,“ rechtfertigte sich Alexander Dmitriewitsch.

Chwosto konnte aus der Erzählung des Händlers schließen, wo man die Flüchtlinge suchen dürfe; nach seiner Berechnung konnte man erst in vierundzwanzig Stunden dort sein.

„Jetzt, Alexander Dmitriewitsch, kommst du mit uns, um zu zeigen, wo du sie gesehen,“ sagte er zum Händler.

„Erbarmen! Wie kann ich das? ... Sie wissen, meine Waare,“ stöhnte dieser.

„Die Waare bleibt hier; wir werden sie nicht anrühren. Chalinka bewacht sie und du gehst mit uns.“

In dem Tone der Stimme Chwosto's lag etwas sehr Entschiedenes, so daß der Händler sich nicht sträubte, sondern seinem Gefährten sogleich seine Anordnungen mittheilte.

Dann setzte er sich in das Boot, die Ruderer an ihre Plätze, Skuratow an's Steuer und sie stießen ab.

„Ade! Chalinka — hüt' die Waare,“ rief noch der Händler, als das Boot schon um die Landzunge bog und so den Augen des Tataren entschwand.

„O Mutter! Da hab' ich Schönes angerichtet!“ rief der Tatar, seinen Kopf kratzend und legte sich dann mit philosophischer Ruhe an das Feuer.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Die letzten purpurgoldenen Sonnenstrahlen beleuchteten noch durch das blaßgraue Gewölk die Wälder und Berge der Umgebung; das Wasser der Aschenga schimmerte blutroth ... blitzschnell schoß das Boot, die Purpurwellen zertheilend, dahin.

Dem scheidenden Tag sang ein Vogel noch das Schlummerlied. Aus dem Gebüsch des Ufers schaute das Gethier hervor: Hirsche, Eber und Rehe zogen auf dem gewohnten Wege zur Abendtränke.

Die Sonne sank, zu einem glühenden Ballon sich vergrößernd, tiefer und tiefer; jetzt hatte sie den Horizont erreicht und verschwand schnell, nur der Himmel glühte noch wie im Feuerscheine ... Die feuchte Nachtluft stieg empor und verdichtete sich; dunkle Tinten lösten die Purpurstrahlen ab und Dämmerung deckte rings die Erde. Dem Wald entstieg ein leichter Nebel, die Ferne tauchte in's Dunkel, und hoch, hoch am Himmel erglänzte ein Stern nach dem anderen, seine zitternden Strahlen zur Erde sendend. Der unermeßliche Himmelsdom strahlte und funkelte in tausend kleinen Lichtern, die bald erloschen, bald auf's Neue hell erglänzten.

Lange noch setzte das Boot seinen Weg fort; die Ruderer arbeiteten unermüdlich. Erst spät in der Nacht wurde Halt gemacht, um neue Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Skuratow am anderen Morgen die Gefährten weckte, und wieder ging's die Aschenga hinab. Gegen Mittag erreichten sie die Stromschnellen. Die Wassermasse fällt hier von einer beträchtlichen Höhe und zerstäubt auf den Felsenterrassen des Flußbeckens in tausend Atome .... Dichte Wasserstaubwolken steigen aus dem Grunde empor, und die sich in denselben brechenden Sonnenstrahlen malen die schönsten Regenbogen. Man hört das ununterbrochene wilde Brüllen schon in weiter Entfernung. In der Mitte des kochenden Abgrundes erhebt sich ein Granitfels, als wollte er des wilden Wogendranges spotten.

Der Wasserfall nimmt, den Weg versperrend, die ganze Breite des Flusses ein; man mußte also das Boot an's Ufer ziehen. Mundvorräthe für einige Tage wie die Gewehre wurden mitgenommen und die Wanderung zu Fuß fortgesetzt. Man mußte den Höhenzug übersteigen, welcher die Thäler der Aschenga und des Tschekojo trennt. Der Händler diente als Führer. Einen Pfad gab es hier nicht; als Richtschnur dienten Einschnitte in die Rinde der Bäume.

Hart am Wasserfall beginnt der Höhenzug; entschwunden war das fröhliche Flußbild. Mächtiger, Jahrhunderte alter Wald deckte die Gebirgsabhänge und überall sprangen dort unter dem Moose und Gestein muntere Quellen hervor, die ihr klares Wasser in lustigen Sprüngen den Flüssen zuführten. Nach einer Stunde hatten die Wanderer den Kamm erstiegen; jetzt hieß es, den steilen Abhang hinabsteigen, und hinter einem kleinen Zwischenthal erhoben sich die schneebedeckten Gipfel des Jablon.

Zwischen den Höhenzügen war Sumpfboden; die Wanderer schritten wie auf weichem Gummi dahin, oft brach der Fuß durch den dünnen Boden und tauchte tief in den schwarzen Schlamm.

Das Ersteigen des Jablon war äußerst mühevoll; diesen Weg vermieden selbst die Spiritushändler. Der fast verticale Abhang, den man erklettern mußte, war dicht mit Niederwald bestanden. Die Kosaken kletterten voraus, mit Messer und Beil den Weg bahnend: dennoch konnte Skuratow ihnen nur mit großer Mühe folgen. Je höher sie stiegen, desto schneidender und kälter wurde die Luft. Endlich war der Wald durchmessen und nun hieß es auf glatten Felsen weiter klettern.

Erst Abends hatten sie die Höhe erreicht, es war ein schneebedecktes Plateau. Beleuchtet von den letzten Sonnenstrahlen, entrollte sich von dieser Höhe ein originelles, majestätisches Bild.

Die umliegenden waldbedeckten Berge erschienen wie dunkle Riesenhügel und die wellenartig sich bewegende Waldmasse nahezu endlos. Wohin das Auge auch blickte, Wald, nur Wald! Kein Fluß auf der weiten Fläche, keine Wiese.

Die Höhe, die sie erstiegen—war ein Eisfeld; keine Spur von Leben umher, kein Ton in der eiskalten Luft. Unten ein endloses Meer dunklen Nadelholzes—ein Bild, das durch seine Einförmigkeit wie Majestät unwillkürlich das Auge des Wanderers fesselte.

Hier mußte übernachtet werden, weil der Abstieg in der Dunkelheit zu gefährlich war; Skuratow und die Kosaken lagerten sich hinter einem schützenden Felsen und erwarteten, in ihre Burkas gehüllt, ungeduldig den Morgen. Die ganze Nacht durch fiel nasser Schnee, und am Morgen bedeckte ein weißes Tuch die ganze Taiga, soweit die Höhe nur den Rückblick gestattete.

Blutige Fährte.

„Ist es noch weit bis zu jener Stelle, wo Sie die Unserigen gesehen?“ fragte Skuratow den Spiritushändler, als sie am anderen Morgen bergab stiegen.

„Ich denke, wir sind zu Mittag dort,“ antwortete Jener, sich zur Orientirung umschauend.

Sechs Stunden marschirten sie noch, ohne zu ruhen, über den Sumpfboden. Wilder und wilder wurde der Wald. Das graue Moos, welches in langen Strähnen von den Bäumen hing, verlieh denselben das phantastische Aussehen gebrechlicher Greise. Der unebene, schwarze Boden war zerwühlt, und hier und da sah man noch ein dünnes Häufchen herbstlich gefärbter Blätter und Gräser auf dem Boden liegen.

„Das ist hier ein richtiges Bärennest,“ bemerkte Chwosto als erfahrener Jäger und musterte die Oertlichkeit. „Hier muß man wider Willen zum Jäger werden!“ Und mit diesen neuen Gedanken beschäftigt, untersuchte er, ob das Pulver auf der Pfanne seiner alten Feuersteinflinte, mit der er schon manchem Bären das Lebenslicht ausgeblasen, auch trocken sei.

„Wir müssen mehr rechts,“ bemerkte der Händler, der in einem der Bäume einen kaum bemerkbaren Rindenschnitt gefunden.

Alle machten eine Wendung nach rechts; Skuratow ging ihnen in fieberhafter Eile voraus, denn mehr und mehr quälte ihn das Schicksal seiner Gefährten.

„Hier ist's!“ rief der Händler bei einer Gruppe gigantischer Cedern, die etwas seitwärts standen, Halt machend — „hier brannte ihr Feuer,“ fuhr er fort, auf eine verschneite Stelle weisend.

Skuratow trat eilig hin und begann mit zitternden Händen den Schnee zu entfernen; die Kosaken halfen ihm. Einige Kohlen und verkohlte Brände wurden bloßgelegt — es war also kein Zweifel—Jene waren längst hier gewesen; aber wohin hatten sie sich gewandt.

Plötzlich wendete Chwosto sich an Skuratow.

„Sollten sie hier ein Thier erlegt haben? Schauen Sie! Der Schnee ist röthlich! Hier war eine Blutlache.“

Der andere Kosak hatte mit dem Händler den Schnee vollends entfernt. Auf dem feuchten Waldboden war eine Lache geronnenen Blutes, aus welcher einige Zeugfetzen hervorragten.

„Was bedeutet das?“ fragte Skuratow starren Auges sich an Chwosto wendend.

Der Kosak konnte ihm nicht antworten—er wandte sich ab—denn es war ihm klar, daß ein Unglück geschehen, aber er wollte es Skuratow nicht gerade heraus sagen.

Plötzlich berührte Chwosto's Hand einen blut- und schneebedeckten Gegenstand. Es war der benagte Knochen eines Menschenarmes, an dem noch Fleischfetzen und die Finger hingen ...

Der mit der Taiga wohlvertraute Kosak erzitterte und reichte die fürchterlichen Reste Skuratow hin, dem sich eine schreckliche Erkenntniß aufdrängte.

Rettungsversuche.

Der Ueberfall der Moschki war ein harter Schlag für die Flüchtlinge und untergrub vollends ihre Kräfte. Anna kam nicht mehr zu sich, sondern lag regungslos am Boden. Ihr entstelltes Märtyrergesicht war fast überall in Folge der Insectenstiche blutunterlaufen. Von Zeit zu Zeit öffneten sich ihre Augen und schauten, wie mit stummem Vorwurf zum Himmel empor.

Ludow, der neben ihr lag, stöhnte laut, und wenn ihm für einen Augenblick die Besinnung wiederkehrte, so erhöhte dies nur seine Qual. Es schien ihm, als ob ein inneres Feuer ihn verzehrte, und hilflos stöhnte er: Wasser! Wasser!

Iswolskij pflegte ihn, ungeachtet der eigenen Ermüdung, so gut es ging und suchte seine Qualen auf jede Weise zu lindern. Zum Glück war dieser Ort, wohin die blutgierigen Mosquitos sie getrieben, so dicht verwachsen, daß der Wind nicht bis dorthin dringen konnte und sie somit weniger Kälte litten.

Zwei Tage hatten sie schon an derselben Stelle verbracht. Iswolskij wußte sehr wohl, daß wenn die Krankheit Ludow's wie Anna's sich hinzog, der Schnee sie hier überraschen mußte und sie dann dem Untergange geweiht waren, aber es kam ihm nicht in den Sinn, sich allein zu retten.

Er errichtete über den Kranken aus Zweigen eine Hütte und zu beiden Seiten derselben brennende Scheiterhaufen, die er beständig nährte, um die Gefährten zu wärmen und vor den wilden Thieren zu schützen. Bären und Wölfe kamen wohl dreist heran und schauten mit gierigen Augen auf die seltsamen Bewohner der Taiga, aber das Feuer hielt sie in Zaum und sie wagten keinen Ueberfall.

Der Hunger zwang Iswolskij oft, seine Gefährten für einige Stunden zu verlassen; er mußte ja doch die ihnen zur Nahrung dienenden Wurzeln suchen, aber nur nothgedrungen und mit Bangen wagte er es, die Kranken sich selbst zu überlassen.

Fast zehn Tage lang waren nun diese Wurzeln die einzige Nahrung der Flüchtlinge gewesen, und die rohe, ungesunde Speise begann auch schon auf Iswolskij zu wirken; er bemerkte, daß seine Kräfte von Tag zu Tag sanken.

Er wußte zwar, daß der Tschekoje nicht mehr weit sein konnte, aber es war ihm unmöglich, genau zu bestimmen, wo er sich befand.

Um seine Gefährten zu retten, entschloß er sich zum letzten, verzweifelten Mittel—den Fluß, der sie aus der Taiga retten konnte, erst allein aufzusuchen. Er theilte Ludow diesen Plan sogleich mit.

„Sie wollen gehen ... das habe ich längst erwartet ... Verlassen Sie uns. Gehen Sie! Gehen Sie!“ sagte Ludow, mit Mühe den Kopf hebend und mit seinen fieberbrennenden Augen Iswolskij fixirend.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich zurückkehre .... Sie müssen begreifen, daß, wenn ich bleibe, wir Alle unrettbar umkommen müssen.“

„Ich verstehe Alles ... habe es längst verstanden, weshalb Sie mich überhaupt in die Taiga führten .... aber gehen Sie ...“ stöhnte Ludow und verfiel in einen neuen Fieberparoxysmus.

Iswolskij sah ihn voll Mitleid an. Er fühlte ja diesem gequälten Menschen nach, warum er so aufgebracht war; die Vernunft jedoch trieb ihn zur Eile; er sammelte einige Bündel Wurzeln, um diese zur Ernährung der Gefährten zurückzulassen, welche dann für einige Tage versorgt waren; aber er mußte auch noch den Ueberfall wilder Thiere befürchten, gegen welche jene schutzlos waren.

Er kam auf den Gedanken, ihnen ein Lager auf den Zweigen eines großen Baumes zu errichten; dort waren sie der Gefahr weniger ausgesetzt.

Nachdem er eine hohe, astreiche Ceder ausgesucht, häufte er Reisig und Moos auf deren parallel laufende Zweige und errichtete so einige Arschin über dem Boden ein luftiges Lager.

Dorthin brachte er auch seinen Vorrath an Wurzeln und schleppte dann mit größter Mühe die bewußtlose Anna und Ludow, welcher auch bereits das Bewußtsein verloren hatte, hinauf.

Die Sonne war eben aufgegangen; ihre schrägen Strahlen beleuchteten die traurige, öde Gegend wie das Lager der Flüchtlinge.

Iswolskij brachte ihnen noch Wasser, tränkte sie und stellte dann eine volle Schale, die er aus Birkenrinde gefertigt, zwischen sie hin, damit sie, so lange er fern war, trinken konnten.

Dann schaute er noch einmal lange die unglücklichen Gefährten an und ging endlich, sich nach der Sonne richtend, in der Richtung, wo er den Fluß zu finden hoffte.

Ein schrecklich schweres Gefühl bemächtigte sich seiner. Es schien ihm, als ob er ein Verbrechen begehe, indem er die Schutzlosen verließ, aber er mußte sich eingestehen, daß wenn er blieb und nicht den Fluß fände, sie Alle umkommen müßten.

„Lebt wohl! Ich kehre jedenfalls zu euch zurück!“ sagte er zu Ludow und Anna, als ob sie ihn hätten verstehen können.

Rasch durchschritt er den Wald, durch Einschnitte in die Rinde der Bäume seinen Weg kennzeichnend, um seine Gefährten gewiß wieder zu finden. Hartnäckig jede Müdigkeit überwindend, schritt er vorwärts; vor Ermüdung brannte sein Hirn, strauchelten seine Füße, der Hunger zog seinen Magen krampfhaft zusammen, obschon er jede Wurzel die er fand, verschlang, um nur den gräßlichen Hunger zu stillen, der durch die Wanderung stärker und stärker wurde, aber der Gedanke an seine Pflicht, die Gefährten zu retten, trieb ihn unaufhaltsam vorwärts.

„Ich darf jetzt nicht ruhen ..... vorwärts!“ rief er, sich selbst ermuthigend, zu.

Gegen Abend gelangte er an's Ufer eines kleinen Flüßchens; er stürzte nieder und trank gierig das kalte Wasser in vollen Zügen, dadurch Stärkung erhoffend.

Einige Minuten lag er im Vergessen da. Plötzlich plätscherte etwas auf und instinctiv schaute er hin.

Der kleine Gebirgsbach schlängelte sich murmelnd zwischen den Felsblöcken hin; durch das klare, durchsichtige Wasser konnte man den Boden deutlich sehen, welcher mit kleinen Steinen besäet war, über welche jetzt eine schwarze Masse hinzog.

„Fische! Fische!“ rief Iswolskij entzückt aus und sprang zum Wasser.

Sie gingen massenweise jetzt stromauf, um zu laichen; schnell packte er zwei Fische, jeder wohl eine halbe Arschin lang, die übrigen ließen sich nicht stören, sondern zogen ruhig ihre Straße fort.

Freudig hielt die Hand die zappelnde Beute; der Hunger ließ den Menschen zum Thier werden. Iswolskij biß in den rohen, lebendigen Fisch und verschlang ihn mit sammt den Gräten. In wenigen Minuten war der Fisch verzehrt und sein Hunger gestillt. Das ekle Mahl erquickte ihn doch und belebte seine Kräfte neu; jetzt erwachte auch wieder die Hoffnung auf Rettung in ihm.

Es war gegen Abend; die ermüdeten Glieder schmerzten und forderten Ruhe. Er fing noch etwa zehn Fische zum Vorrath und bereitete sich einen zum Abendessen.

„Wohin ergießt sich dieser Fluß?..... Am Ende in den Tschekoje? Vielleicht ist die Rettung nahe,“ sann er, am Feuer ruhend und dem Murmeln des Baches lauschend, der über die Steine hinhüpfte......

„Was jetzt wohl die Gefährten machen?“ dachte Iswolskij; „nun, mit Gottes Hilfe bin ich wohl morgen wieder bei ihnen......“

Ermattet versank er in einen tiefen Schlaf und erwachte erst von der durchdringenden Feuchtigkeit des Morgennebels.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen und Dunkel deckte noch Wald und Bach.

„Vorwärts!“ sagte er sich vor Kälte bebend.

Er aß schnell einen gebratenen Fisch, der ohne Salz ihm aber jetzt abscheulich schmeckte.

Dann folgte er dem Laufe des Baches, obgleich es ihm nur mit äußerster Mühe gelang, längs dem Ufer im dichten Nebel den Weg zu finden.

Die Morgendämmerung begann, der Wald erwachte; der Nebel ballte sich und stieg in dichten Massen empor, über den Bach zogen Schnepfen mit lautem Pfiff dahin.

Iswolskij stieß auf einen mächtigen Felsen, der ihm den Weg versperrte; er mußte in's Waldesdickicht, um das Hinderniß zu umgehen. Hinter dem Felsen zog sich ein Wiesenthal hin.

„Das Aussehen der Oertlichkeit ändert sich—ein gutes Zeichen,“ murmelte er, sich ermuthigend. Noch deckte Alles Nebel, aber der Sonnenaufgang mußte ihn zerstreuen.

Der Morgenwind erhob sich, die dichte Nebeldecke langsam emportragend. Iswolskij erbebte, als er plötzlich die Umgegend sehen konnte, der Gebirgsbach, dem er gefolgt, durchschnitt das Thal und ergoß sich in einen mächtigen Fluß. Die ersten Sonnenstrahlen spiegelten sich in der krausen Wasserfläche, die goldig glänzte.

„Der Tschekoje! Der Tschekoje!“ jubelte Iswolskij, zum Flusse laufend.

Jetzt stand er am Ufer und schaute wie verzaubert in die blau-grüne Fluth.

Es war wirklich der Tschekoje—der breite Weg, der ihn wieder zu Menschen führen mußte. Die ersten Ansiedlungen konnten nur etwa zwanzig Werst entfernt sein; er und seine Gefährten waren gerettet. Nur wer in der sibirischen Taiga umhergeirrt, kann das Entzücken ermessen, welches man bei der Gewißheit empfindet, gerettet zu sein, gerettet vom Tode, durch Kälte und Hunger.

Iswolskij kniete nieder und küßte in grenzenlosem Jubel den Boden.

Ein Drama im Walde.

Die eigentlichen Herren der Taiga sind—die Bären. Im undurchdringlichen dichten Gebüsch errichten sie ihre Lagerstätte und folgen von dort aus genau Allem, was in der Taiga geschieht, nehmen von dort aus ihre Beute auf's Korn.

Doch jeder dieser Räuber ist blos in seinem Gebiete Herr; überschreitet er zufällig die Grenzen desselben, so entsteht ein erbitterter Kampf, der nur mit dem Tode des Unterlegenen endet.

Ungefähr hundert Schritte von dem Platz, wo unsere Flüchtlinge lagerten, begann ein dichtes Nußgebüsch, welches eine undurchdringliche, von den Fäden wilden Hopfens und von dickeren Stengeln der Sargo dicht verflochtene Mauer bildete.

Kaum konnten die Sonnenstrahlen das dichte Gezweig durchbrechen; der feuchte Boden war mit einer dicken Schicht smaragh-grünen, wolligen Mooses bedeckt, welches noch die frischgefallenen Nußbaumblätter verhüllten. Dieses Gesträuch diente dem hier herrschenden Iwan Michailowitsch Toptigin als Residenz.

Hier lag er gewöhnlich, die spitze Schnauze im Laube begraben, sich auf dem weichen Moose wälzend oder süß schlummernd. Nur von Zeit zu Zeit, von einem Geräusch aufgescheucht, erhob er den Kopf, öffnete weit die Nasenflügel und zog verschlafen die Luft ein, um bald wieder in süßen Schlummer zu versinken. Um das Lager umher lagen seine Trophäen: Eber- und Rehknochen, deren frühere Träger dem grauen Räuber zu nahe gekommen waren.

Es war ein alter, erfahrener Bär, der auch sogar den Geschmack des seltensten Leckesbissens, des Menschenfleisches kannte—aber er wußte auch, wie schwer solches zu erringen war. Er hatte sogleich die Ankunft der Flüchtlinge in seinem Gebiete bemerkt; schon oft war er Nachts zum Lager geschlichen und hatte mit gierig blitzenden Augen die am Feuer Schlafenden gemustert, aber eben das Feuer hielt ihn fern; mit Wollust sog er den verlockenden Geruch ein, brummte laut und schlich dann ärgerlich wieder zu seinem Lagerplatz zurück.

Sorgfältig verfolgte der Bär, die ersehnte Beute bewachend, jede Bewegung der Flüchtlinge. Sobald er einmal Menschenfleisch gekostet, wird er der gefährlichste Feind des Menschen; er lechzt dann gierig stets nach Menschenblut, und die Sibirier nennen daher solche Bären „Menschenfresser“ und bemühen sich, dieselben um jeden Preis zu tödten.

Nachdem Iswolskij sich auf den Weg gemacht hatte, kam Ludow lange nicht zu sich. Es dämmerte schon, als der erste leise Seufzer seiner Brust entstieg. Er öffnete die Augen, blickte umher und begriff nicht, wo er sei; voll Staunen beobachtete er sein luftiges Lager, das Iswolskij errichtet. Allmälig nur kehrte die Erinnerung zurück, und es wurde ihm klar, daß Iswolskij ihn verlassen.

„Fort ist er — .... verlassen hat er uns!“ flüsterte er; umherschauend erblickte er das Wassergefäß und trank gierig das kühle Naß. Das Wasser erfrischte ihn; der Appetit erwachte. Er fand die zurechtgelegten Wurzelbündel und verspeiste einige der mehligen Zwiebeln, was ihm auch wieder etwas Kräfte gab.

Anna hatte ein eben solches Lager wie er, nur lag sie etwas tiefer; sie war noch immer bewußtlos und pfeifend ging ihr Athem.

Ludow kroch nur mit Mühe zu ihr hin und flößte ihr gewaltsam einige Tropfen Wasser ein. Ihrer Brust entstieg ein Seufzer der Erleichterung.

Das Gefühl des innigsten Mitleidens mit dem unglücklichen Weibe bemächtigte sich Ludow's, so daß er für den Augenblick selbst die eigene Qual vergaß. Er berührte sie und fand, ihren Körper kalt wie Eis; dabei schüttelten sie Fieberschauer, und er hatte absolut nichts, womit er sie hätte erwärmen können; Ludow legte sich dicht neben sie, umfing sie mit seinen Armen, um durch die Wärme seines Körpers ihre Erstarrung zu lösen. Nach einiger Zeit ließen Anna's Schüttelfröste nach — der Körper wurde warm, der Athem leichter; das schon erlöschende Leben schien auf's Neue wiederzukehren.

„Vielleicht ist es uns beschieden, zusammen hier zu sterben,“ dachte er, das qualvolle Gesicht des Mädchens betrachtend, das jetzt in tiefem Schlummer zu ruhen schien.

Ungeachtet allen Elends der letzten Tage, war ihr Gesicht, nachdem die in Folge der Fliegenbisse entstandene Geschwulst abgefallen, wieder hübsch geworden. Die langen Wimpern beschatteten wunderbar die geschlossenen Augen; die Züge des Gesichts waren streng und traurig, doch glich das regelmäßige, zugespitzte Profil dem einer alten griechischen Statue. Auf den Wangen spielte Fieberröthe; die langen, schwarzen Haare umrahmten Kopf und Gesicht, dasselbe halb verdeckend.

Lange schaute Ludow ihr ins's Angesicht und gedachte des Mädchens, wegen dessen er nach Sibirien gekommen.

„Was thut jetzt Eugenie Nikolajewna? Wird sie nie mehr etwas von mir erfahren?“ sann er.

Unterdessen war der Tag verloschen, und rings umher zogen sich dunkle Riesenschatten; der Wald war düster geheimnißvoll geworden; nur die Kohlen des verlöschenden Feuers glimmten noch unten, aber auch diese zerfielen allmälig zu Asche.

„Man müßte das Feuer zur Nacht unterhalten, um die Bären abzuwehren“ ging es durch Ludow's Hirn.

Er wollte hinunterklettern, aber die Kräfte versagten vollständig..... Erschöpft vom nutzlosen Versuche, legte er sich wieder neben Anna hin.

„Mag geschehen, was geschehen soll!“ flüsterte er.

In der Taiga herrschte Todtenstille. Ludow vergaß, daß er in der schreckendurchwehten Taiga war, und gab sich ganz dem Eindruck der herrlichen Nacht hin.

Der Harzgeruch der Cedern beruhigte die Nerven; die Zweige, die das Lager bildeten, bewegten sich leise, ihn in Schlaf wiegend—über ihm lag der weite Himmel, der jetzt schon weiße, flackernde Lichtstrahlen zur Erde herabsandte. Wie verzaubert lag Ludow in einer Art Halbschlaf da. Jetzt trat zwischen den Zweigen der Neumond hervor und strahlte sein gleichmäßiges, mattbläuliches Licht herab. Höher und höher stieg der Mond; er stand schon mitten am Himmel; ringsum in der Taiga herrschte tiefe, majestätische Ruhe.

Ein süßer Traum umfing Ludow. Er sieht sich als Kind wieder; die Mutter küßt und herzt ihn beim Einwiegen und erzählt ihm das Feenmärchen vom Knaben im verzauberten Walde; er hört ihre sanfte, liebkosende Stimme und hält den Athem lauschend an, um ja kein Wort zu verlieren; jetzt träumt er, er sei selbst der Knabe, der durch den Wald wandert, sieht selbst die Ritter, die, in Bäume verwandelt, ihm die Geschichte ihres schrecklichen Schicksals zuraunen ......

Der über Alles hinweghelfende Tröster, der Traum, spannt seine Zauberfittige über ihn aus und trägt ihn in seinen Armen weit, weit aus der wilden, schreckenschwangeren Taiga fort.

Schon einige Tage bewacht der Bär eifrig die Flüchtlinge. In der Bestie war, wie bereits erwähnt, das unwiderstehliche Verlangen nach Menschenfleisch erwacht. Aus den nächsten Büschen spähend, entging es ihm nicht, daß Iswolskij seine Kameraden zurückgelassen und fortgegangen war; doch wagte er es nicht, die Schläfer am Tage zu überfallen; dazu ist der Bär zu feige. Er legte sich im Gesträuch nieder. Ohne das Auge von ihnen zu wenden, bewachte er seine auserkorene, köstliche Beute, mit Geduld alle Regungen des Hungers ertragend.

Es dunkelte und geräuschlos bewegte sich der Bär vorwärts; er war bis zum Wiesenplatze vorgedrungen und legte sich leise brummend in das Gras; die noch immer glühenden Kohlen, die weit in das Dunkel hinausblitzten, hielten ihn noch fern.

Lange lag der Räuber geduldig da, den verlockenden Duft der Beute tief einziehend; von Zeit zu Zeit beleckte er schon voll Erwartung die spitze Schnauze; seine stechenden Augen leuchteten mit den Kohlen des Feuers um die Wette und von der herabhängenden Zunge floß reichlich schaumiger Speichel.

Dunkler und dunkler wurden die allmälig sich in Asche verwandelnden Kohlen; nur selten lief noch ein bläulicher Feuerschein über dieselben hin, jetzt noch einmal und dann wurde Alles dunkel. Der Räuber kroch nun vorsichtig vorwärts; leise knirschten die weißen, glänzenden Zähne; er betrat den vom Monde beleuchteten Wiesenplatz und machte für einen Augenblick Halt ......

Dort oben ertönte ein im Fiebertraum ausgestoßener Schrei; der Bär zuckte zusammen und wollte schon die Flucht ergreifen, horchte aber noch einige Minuten, und wieder herrschte heilige Stille in der Taiga; das lauschende, scharfe Ohr des Bären hörte das regelmäßige Athmen der Schlafenden. Die funkelnden Augen hafteten auf der Beute; nur einen Faden hoch sah er, hellbeleuchtet vom Mondeslichte, zwei Menschenkörper auf den Aesten liegen. Die Nähe der Beute reizte den Räuber. Die Zähne blitzten in dem sich weit öffnenden Rachen.

Lautlos wie ein Schatten näherte er sich dem Baume, dessen Stamm er mit seinen mächtigen Tatzen umfaßte. Im hellen Mondeslichte war Alles genau zu sehen. Auf den Hintertatzen stehend, war der Bär zweimal höher als ein Mensch. Auf dem Rücken zeigte das schwarz-braune Fell einen grauen Streifen; der breite Kopf mit den schmalen Augen und der spitzen Nase waren gierig emporgerichtet, der weitgeöffnete rothe Rachen ließ das ganze fürchterliche Gebiß sehen. Jetzt kletterte er, leicht wie ein Akrobat, am Baum empor; er hatte die Schlafenden erreicht. Kein Laut verrieth seine Anwesenheit; er schwang sich auf einen Ast und schien prüfend die Beute zu wählen.

Die Augen glühten unheimlich ...... Die Wahl war getroffen ...... mit den Hintertatzen den Baum umschlingend, streckte sich der Vorderkörper zu den schutzlosen Schlafenden hinüber ...... Weit gähnte der Rachen, die Zähne blitzten—ein knirschender Ton, ein unterdrückter Seufzer und lautes Wehegeschrei einer Menschenstimme schallte durch den Wald ......

Der Räuber sog, leise brummend, das heiße Blut aus der durchbissenen Kehle seines Opfers.

Ludow erwachte von dem gräßlichen Geschrei...... Instinctiv suchte er sich in stummem Grauen von seiner Nachbarin zu entfernen; etwas Klebriges, Warmes spritzte ihm in's Gesicht ......

Das Geschrei verstummte; nur Knirschen zermalmter Knochen und lautes Schlürfen ertönte; der convulsivisch zuckende Körper des Kosakenmädchens machte das luftige Lager schwanken. Ein furchtbares, die Seele lähmendes Grauen bemächtigte sich Ludow's; es wurde ihm plötzlich klar, was geschehen! Er erhob sich etwas und sah das Ungeheuer, welches seinen Kopf tief in den Körper Anna's, an dem es nagte, versenkte ......

Der Räuber wollte sich auf das Lager schwingen, aber die Aeste brachen unter seiner Last, und sein Opfer umklammernd, stürzte er mit fürchterlichem Gebrüll zur Erde; nur das Echo antwortete rings umher.

Starr, trüben Auges, schaute Ludow hinab; zum Glück waren die Aeste nicht ganz zerbrochen und er unversehrt oben geblieben. Das Blut erstarrte in seinen Adern, er konnte weder schreien noch sich bewegen; wie gebannt mußte er hinabschauen und sehen, wie eine zottige Masse über dem zuckenden Körper Anna's lag, denselben in seinen eisernen Umarmungen zermalmend......die Haare standen ihm buchstäblich zu Berge; er fühlte Hände und Füße erstarren. Unverwandt mußte er zusehen, wie der Bär den jungen Körper seines unglücklichen Opfers in Fetzen riß, um diese dann zu verschlingen ...... Endlich zuckte der Körper nicht mehr; das blutdürstige Thier hielt einen Augenblick inne, beroch seine Beute von allen Seiten, um das zarteste, schmackhafteste Stück auszusuchen. Wieder knirschten die Knochen — das blutige Mahl nahm seinen Fortgang.

Eine mitleidige Wolke bedeckte den Mond; Ludow fühlte wieder das Leben in sich erwachen. Tiefes Weh erfaßte seine Seele — Trauer um das unglückliche Weib, das seine Reisegefährtin gewesen. Er fühlte kein Grauen mehr, er wollte selbst gern sterben, um nur nicht länger dieses scheußliche Bild vor Augen haben zu müssen; sein Herz schlug vor Aufregung hörbar laut.

Lange wirthschaftete der Bär und endlich schleppte er ein Stück des zerfleischten Opfers in sein Lager. Ludow schaute noch in das Dunkel hinab und lauschte jedem Tone; es schien ihm, als müsse Anna noch lebendig sein, als müsse jeden Augenblick ihr Seufzen, ihr Schrei zu ihm empordringen......Und wie heiß ersehnte er dies.

Der Bär war fort; es war unten still geworden ...... Da tönte aus der Ferne das Heulen eines Wolfes; wie eine Todtenklage ging es durch die Taiga dahin; plötzlich kam hier und dort Antwort, bis von allen Seiten in das Concert eingestimmt wurde.

Vom Blutgeruch angezogen, versammelten sich von rings umher die eingeladenen Gäste; rudelweise stürzten sie auf die Ueberreste der unglücklichen Anna und zerrissen sie im Nu, die gräulichen Augen leuchteten überall aus dem Dunkel auf......Es entstand ein Kampf unter ihnen ...... erschüttert sank Ludow bewußtlos nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Keine Todesstrafe.

Im Jahre 1845 fand am 14. Februar im Staate Rhode Island die letzte Hinrichtung statt. Amasa Sprague, ein Mitglied der bekannten reichen Familie, welche damals noch auf dem Gipfelpunkte ihrer Macht stand, war im Juli des Jahres 1843 vor dem Stadtrath von Providence erschienen und hatte die Erklärung abgegeben, daß der Irländer Nicholas S. Gordon in der Nähe seiner — Spragues — Fabrik eine Kneipe halte, die wesentlich zur Demoralisation der Fabrikarbeiter führe; der Stadtrath möge in Folge dessen dem Mann die Licenz zur Betreibung seiner Wirthschaft entziehen.

Der Irländer wurde darüber sehr wüthend. Er hatte sich in seinem Geschäfte etwas Geld gespart und dasselbe seinen Brüdern William und John nach Irland geschickt, damit sie gleichfalls nach Providence hinüberkommen könnten. Jetzt sah er sich durch das Vorgehen des reichen Sprague in seiner Existenz bedroht und drohte demselben dafür öffentlich mit seiner Rache. Mittlerweile kamen seine Brüder aus Irland an und schlugen in seinem Hause ihren Wohnsitz auf.

Es war am Sonntag, den 31. December 1843 Abends, als Sprague in der Nähe seines Hauses ermordet vorgefunden wurde. Der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich sofort auf Nicholas S. Gordon und seine Brüder, und sie wurden insgesammt verhaftet. Nicholas war im Stande, sein Alibi zu beweisen, so daß kein Zweifel darüber bestand, daß er den Mord nicht begangen haben konnte. Auch gegen William waren die Indicienbeweise so gering, daß er freigelassen werden mußte. Nur wurde festgestellt, daß John die Flinte und den Rock seines Bruders bei seinen Jagdausflügen benutzt hatte und daß Fußtapfen von der Mordstelle nach dem Hause des Kneipwirths führten. Auf diese Verdachtsgründe hin wurde John trotz einer sehr fähigen Vertheidigung Seitens seiner Avokaten zum Tode verurtheilt und auch wirklich hingerichtet, trotzdem er bis zu seinem letzten Augenblicke behauptete, daß an seinen Fingern das Blut Spragues nicht klebe.

Der Vorfall erregte in Rhode Island ungeheures Aufsehen. Der ganze Staat spaltete sich in zwei Parteien, von denen die eine für Beibehaltung, die andere für Aufhebung der Todesstrafe eintrat. Die letztere blieb Siegerin, und in der nächsten Sitzung der Legislatur wurde die Todesstrafe im Staate ein für alle Mal abgeschafft. Seit jener Zeit darf ein Mord oder Todschlag in Rhode Island höchstens mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe gesühnt werden.

Seit 1845 hat also in Rhode Island keine Hinrichtung mehr stattgefunden. Die Bevölkerung des allerdings sehr kleinen Staates beziffert sich gegenwärtig auf etwas mehr als 300,000 Personen, doch ist es immerhin auffallend, wie wenige Mordthaten sich in demselben ereignen. Im Staats-Zuchthause befinden sich augenblicklich nur 10 wegen Mord verurtheilte Gefangene.

Es ist eigenthümlich, daß die meisten zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilten Mörder in Rhode Island verhältnißmäßig nur noch kurze Zeit im Gefängnisse zubringen. Sie sterben binnen ein paar Jahren dahin, als ob die Last ihres moralischen Schuldbewußtseins zu schwer für sie sei. Allgemein wird eingestanden, daß die Behandlung der Gefangenen mild und human ist, man kann ihr also nicht die Schuld für das frühzeitige Absterben der Mörder zuschreiben. Einige derselben verfallen in stumpfe Gleichgiltigkeit, wo nicht gar in vollständige Geistesstörung.

Feldlerchen in Amerika.

Im Jahre 1853 wurden mehrere Feldlerchen aus England nach New York importirt und auf Long Island in der Nähe der damals unter den Namen East New York bekannten Niederlassung in der Hoffnung freigegeben, daß sie sich hier zu Lande acclimatisiren und sich weiter fortpflanzen würden. Lange Jahre hindurch blieben die Vögel verschollen, und Jedermann war davon überzeugt, daß sie aus irgend welcher Ursache zu Grunde gegangen seien. Ab und zu hörte man von „glaubwürdigen Leuten“, sie hätten Feldlerchen auf Long Island singen hören, doch war man im Allgemeinen nicht geneigt, diesen Angaben Glauben zu schenken, weil sie so sehr vereinzelt gemeldet wurden. Erst neulich hat der bekannte Naturforscher John Burroughs festgestellt, daß es auf Long Island wirklich Lerchen gibt. Es war auf einem großen Felde in der Nähe von Esopus am Hudson-Flusse, daß er einige Lerchen trillernd hoch in die Lüfte steigen sah, und dies lieferte ihm den positiven Beweis, daß die Feldlerche in den Ver. Staaten acclimatisationsfähig ist, wenn sie sich auch noch nicht in dem Maße weiter verbreitet hat, wie dies zu wünschen gewesen wäre.

Es ist möglich, daß die aus Europa nach Amerika hinübergebrachten Lerchen aus der Gegend von New York fortgezogen sind und anderswo ihren Aufenthalt aufgeschlagen haben, wo sie sich in der Einsamkeit befinden und vielleicht noch von keinem Ornithologen bemerkt worden sind. Die Wälder und Felder in unserem Lande sind ja groß genug, daß sich sogar Tausende von Vögeln hier aufhalten können, ohne daß man von ihrer Existenz auch nur eine Ahnung hat. Anderntheils mögen unsere kalten Winter der Fortpflanzung der Lerchen ein großes Hinderniß in den Weg gelegt haben. Die heiße, trockene Temperatur unserer Sommer hat ihnen unmöglich geschadet, denn auch in Italien und in Spanien, ja selbst im nördlichen Afrika gibt es Lerchen genug, und sie halten sich dort das ganze Jahr über auf. Anders verhält es sich mit den Lerchen in den nördlichen Theilen Europas, aus denen sie beim Eintritt der kalten Jahreszeit nach wärmern Gegenden auswandern. Im Frühling, Sommer und Herbst findet man sie überall nicht nur in Deutschland, sondern sogar in Schweden und Norwegen; im südlichen Deutschland bleiben sie sogar den Winter über.

Daß die Einbürgerung der Feldlerchen in Amerika sehr wünschenswerth wäre, wird von keinem Kenner der Natur bezweifelt. Wir haben in den Ver. Staaten viele Singvögel, die sich einer prachtvollen Stimme erfreuen, doch sind dieselben in der Regel nicht halb so singlustig, wie die Lerche. Aus diesem Grunde schallen auch unsere Wälder und Felder so selten vom Vogelgesang wider. Etwas „mehr Leben“ in der Natur könnte bei uns entschieden nicht schaden.

Hoffentlich werden die Wahrnehmungen des Herrn Burroughs in Bezug auf Lerchen in Amerika nicht vereinzelt stehen bleiben, und es würde vielleicht sich empfehlen, wenn man von Neuem den Versuch machte, Lerchen aus Europa bei uns einzuführen. Sie sind allerdings zarterer Natur, wie der Sperling, der sich durch sein freches Auftreten hier zu Lande zu seinem Unglück bereits viele Feinde zugezogen hat, doch ist es immerhin möglich, daß sie im Laufe der Zeit sich hier an Klima und sonstige Verhältnisse ebenso angewöhnen werden, wie andere „Foreigners“ auch.

In Montreal grassirt das Nervenfieber schlimmer, als seit Jahren.

Verschiedenes.

— Außerordentliches Aufsehen macht in Bordeaux die Ermordung der Gemahlin des allgemein geachteten Professors des administrativen Rechts an der Universität, Municipalrathes und gewesenen Präfecten des Departements der Gironde, Herrn Barckhausen. Die Bonne desselben, Fräulein Cazaur, hat, wie der „Temps“ erzählt, eine Schwester, die, mit einem gewissen Meral, genannt Mathieu, verheirathet, ihren Mann verlassen mußte, um seinen Brutalitäten zu entgehen. Seit dieser Zeit hörte Meral nicht auf, die Cazaur zu belästigen und zu bedrohen, daß sie ihm verrathe, wo sich ihre Schwester verborgen halte. Erbittert über die beständigen Weigerungen seiner Schwägerin, folgte er ihr am 19. Juli Abends unter fortwährenden Schimpfreden in die Wohnung ihres Prinzipals und drohte, sie diesmal zu tödten, wenn sie nicht spräche. Madame Barckhausen kam auf den Lärm herbei und wollte vermitteln. Da wendete Meral seine ganze Wuth gegen sie und rief ihr zu: „Wenn Sie noch einen Schritt machen, so sind Sie todt!“ Im nämlichen Augenblick zog er einen Revolver aus seiner Tasche und feuerte einen Schuß auf Madame Barckhausen ab. Diese machte noch zwei Schritte mit dem Schrei: „Ah, der Unglückliche!“ und stürzte todt zusammen. Die Kugel hatte ihr das Herz durchbohrt. Der Mörder lief nun barhäuptig zu Gericht und sagte, dort angelangt: „Verhaften Sie mich, ich habe eine Frau getödtet.“ Man hielt ihn anfangs für verrückt, aber bald wurde die traurige Wahrheit bekannt. Madame Barckhausen war fünfunddreißig Jahre alt und hatte drei Kinder, von welchen das älteste ein Mädchen von sechszehn Jahren. Im Augenblick ihrer Ermordung war ihr Gemahl beim Präfecten zum Diner geladen. Man kann sich seine Verzweiflung vorstellen, als ihm die schreckliche Nachricht mitgetheilt wurde.

— Die Bewohnerschaft des kleinen ungarischen Städtchens Verbo befindet sich seit Kurzem in großer Aufregung in Folge einer Nachricht, die auch in weiteren Kreisen Interesse erregen dürfte. Im Jahre 1848 ging ein Mann Namens Lilienthal, der in Verbo das nicht besonders reich dotirte Amt eines Lehrers inne hatte, von einem abenteuerlichen Geiste getrieben, in die weite Welt. Seine Verwandten hörten nichts von ihm und im Laufe der Zeit war selbst die Erinnerung an den einstigen armen Lehrer geschwunden. Vor einiger Zeit kam durch Vermittelung des brasilianischen Gesandten in Wien die Anfrage an die Behörden in Verbo, ob sich nicht dort Verwandte des in Brasilien verstorbenen Millionärs Lilienthal befinden. Lilienthal war nach mannigfachen Schicksalen ein sehr reicher Mann geworden, der über fünfzehn Millionen hinterließ. In seinem Testamente bestimmte er, daß sein Nachlaß unter seine in Ungarn lebenden Verwandten vertheilt werde. In der That haben sich bereits drei Brüder gemeldet, die Lilienthals Neffen zu sein erklären und dokumentarisch nachzuweisen im Stande sind, daß sie die berechtigten Erben des verstorbenen Millionärs seien. Die drei Lilienthals sind arme Leute, einer von ihnen wohnt in Kaschau, der zweite in Verbo und der dritte in einem kleinen ungarischen Dorfe. Es hat sich auch bereits ein reicher Mann gefunden, der den drei Zukunftsmillionären viele Tausende vorstrecken will, damit sie in der Lage seien, einen Advokaten zu nehmen, der ihre Erbschaftsansprüche vertreten soll.

— Ein neues Metier wurde dieser Tage in einer Pariser Gerichtsverhandlung bekannt: Das Geschäft, von dem Frau Roy — eine pikante Brünette von dreißig Jahren — lebt, verdient zum Mindesten originell genannt zu werden. Madame Roy macht nichts, als den ganzen Tag in den Straßen von Paris spazieren zu gehen und zu warten, ob sich nicht ein Unglück ereignen werde. Wenn einer der Passanten das Malheur hat, unter die Räder eines Omnibus zu gerathen, oder wenn ein Herr auf der Gasse vom Schlage getroffen wird, stürzt sie mit aufgeregter Miene in die nächstgelegene Apotheke und ruft schmerzlich bewegt aus: „Ach, mein armer Bruder ist soeben schwer verletzt worden. Es ist entsetzlich, ich werde noch wahnsinnig vor Schmerz und Angst!“ Der Verunglückte wird von mitleidigen Leuten herbeigetragen. Madame Roy beugt sich mit Thränen in den Augen über den Armen; sie spricht mit ihm, sie bittet ihn flehentlich, ihr zu antworten. Angstvoll wendet sie sich an den herbeigeeilten Arzt mit der Frage, ob er die Verletzung für eine schwere halte. Sie bittet die Umstehenden, einen Wagen herbeizuholen, um ihren armen „Bruder“ nach Hause zu bringen. Ist ihrem Wunsche willfahrt worden, dann setzt sich die „barmherzige Schwester“ an die Seite des „Bruders“ nieder und stiehlt ihm auf dem Wege die Uhr, die Brieftasche, kurz Alles, was ihr einigermaßen von Werth erscheint. Dann bittet sie den Kutscher, einen Augenblick zu warten, weil sie inzwischen die Familie in schonender Weise von dem Unglück benachrichtigen wolle. Von diesem Augenblick an aber ist sie verschwunden und man findet sie erst beim — Zuchtpolizeigericht wieder.

— Die „Charlottenburger Neue Zeit“ erzählt folgende sonderbare Tournürengeschichte: An einem Sonntag saß eine schmucke Dame in der Kirche und lauschte andächtig den Worten des Predigers. Plötzlich fühlte sie etwas an ihrem Kleide zupfen. Sie glaubte, daß es ein Hund sei, der unter die Bänke geschlichen sei und achtete nicht weiter darauf. Der Gottesdienst war vorbei und die junge Dame begab sich auf den Heimweg. Sie hatte es recht eilig, zur rechten Zeit das schützende Heim zu erreichen, denn mit dem Cul stand es nicht richtig. Sie wurde ganz ängstlich und legte sich im Geheimen schon eine recht gepfefferte und gesalzene Predigt für ihre Schneiderin zurecht. Aber sie kam doch gut und wohl heim, ohne von größerem Unglück betroffen zu sein, als daß das Anhängsel sich immer mehr lockerte. Kaum im Hause angekommen, nahm sie eine gründlichere Untersuchung vor. Aber plötzlich hörte man einen gellenden Schrei aus dem Schlafzimmer der Schönen dringen. Die Bewohner des Hauses stürzten erschreckt zusammen; nach dem Schrei zu schließen, war wenigstens ein Mord begangen. Aber nein, der Entstehungsgrund des Schreies war einfach der, daß unter dem Toilettenstück eine brr! abscheulich, gräßlich, greulich! — Ratte hervorgestürzt war. Das scheußliche Thier mußte sich in der Kirche verirrt haben und hatte später nicht den Ausgang aus dem modernen Tournüren-Labyrinth finden können.

— Ein entsetzlicher Gattenmord wurde dieser Tage auf der Eisenbahn in der Nähe der oberitalienischen Stadt Chinsi in einem Tunnel verübt. Der Kaufmann Marcobruno aus Pieve erfaßte seine aus dem Waggonfenster blickende 26jährige Frau an den Beinen und warf sie auf den Schienen. Die Unglückliche blieb mit furchtbar zerschlagenen Gliedern liegen und wurde sterbend in das Spital gebracht. Marcobruno behauptete, seine Gattin habe einen Selbstmordversuch begangen, allein da es feststeht, daß er seine Gattin schlecht behandelt und seine Geliebte zu heirathen beabsichtigte, wurde er verhaftet.

Clubgeschichten.

Lieutenant von Doderow: Haben Herr Oberst schon gehört, daß der Lieutenant von K. sich todtgeschossen hat?

Oberst G.: Ei, ei! Wie fatal für die Angehörigen! Ja, meine Herren, die Selbstmorde, die nehmen wieder überhand. Das erinnert mich an Anno neun. Wie Sie sich erinnern, machten im Juli dieses Jahres die Engländer eine Expedition nach der Schelde, woran auch die beiden leichten Bataillone der Legion theilnahmen. Das Unternehmen hatte jedoch keinen Erfolg und durch die ungesunde Gegend litten die Truppen bedeutend an einer infamen Krankheit, dem Walchern-Fieber, welches meistentheils mit Selbstmord endete. Infolge dessen nahm das Todtschießen so überhand, daß es der Kommandirende bei Strafe von 50 Lashes (Ruthenhieben) verbieten mußte, was auch ziemlich half.

Major K.: Was sollen denn die Prügel, wenn einer sich todtgeschossen hat, noch nützen?

Oberst G.: Sagen Sie das nicht, Herr Major. Es machte doch auf die Kerle einen wettermäßigen Eindruck, wenn die Leiche eines solchen Selbstmörders angebunden und dann vor der ganzen Compagnie abgestrippt wurde, und ich habe mehr als einen strammen Burschen dabei grün anlaufen sehen.

Major K.: Ja, das läßt sich denken!

Oberst G.: Die Leute kamen vom Todtschießen ab und hingen sich einfach auf.

Major K. (lachend): War denn das nicht verboten?

Oberst G.: Anfangs nicht, doch als nun jetzt diese Art des Selbstmords überhand nahm, mußte auch dagegen eingeschritten werden und man verbot das Aufhängen bei Strafe von hundert Lashes.

Da passirte bei meiner Compagnie eine köstliche Geschichte: Wir hatten einen Hornisten, einen ganz verfluchten Kerl, der mit allen Hunden gehetzt und keinen Schuß Pulver werth war. Auch diesen fiel das Fieber an und eines schönen Tages band er sich einen Strick um den Leib und hängte sich so auf, was leider nicht seinen Tod, natürlich aber hundert wohlexecutirte Ruthenhiebe nach sich zog.

Als der Rücken des Sakraments-Schwerenöthers wieder heil war und er sich wieder zum Dienste meldete, fragte ich ihn, warum er sich denn aufgehängt habe?

„Herr Lütnant, eck was lebensmäude.“

„Aber, Satanskerl,“ fragte ich weiter, „warum hast Du Dir denn den Strick nicht um den Hals gebunden?“ worauf er meinte:

„Näh, Herr Lütnant, dat kniept to dull.“

Ich aber dachte im Stillen: „Schade!“ — Denken Sie, meine Herren, der verdammte Kerl hieß Windhorst!

Alle Klubgäste einstimmig: „Schade!“

— Doktern nicht praktiziren! Mehr der Noth gehorchend, als dem innern Triebe, entschloß sich der junge Mediziner Doktor Walter dem Residenzleben Valet zu sagen und die durch den Tod des steinalten Landmedikus Meyer erledigte Arztstelle in einem kleinen Städtchen des Oberlandes zu übernehmen. — Am Ort seiner Bestimmung angelangt, beeilte er sich sofort in full dress den Honoratioren seine Aufwartung zu machen. Der erste Gang galt natürlich dem Bürgermeister, der ihn mit wichtiger Miene empfing: „Also Sie sind der mir so warm empfohlene Herr Doktor Walter, der unsern leider verstorbenen alten Meyer ersetzen soll!“ — „Jawohl, Herr Bürgermeister, und ich hoffe mir Ihr werthes Zutrauen und das Ihrer Einwohner binnen Kurzem zu erwerben.“ — „Schön. Und wann wollen Sie, Herr Doktor anfangen?“ — „Ich gedenke unverzüglich, sobald ich mich nur halbwegs eingerichtet, was binnen heute und morgen geschehen dürfte, mit der Praxis zu beginnen.“ — „Was?“ tönte es aus dem Munde des hochweisen Stadtrathes dem armen Jünger Aeskulaps entgegen, „praktiziren wollen Sie erst hier? Also Sie sind noch nicht ganz ausgelernt? — Junger Mann! unsre Stadt ist ein ganz dankbares Feld für einen fermen Doktor, aber zum Praktiziren geben wir uns nicht her.“ — „Aber entschuldigen Sie, Herr Bürgermeister, da ist ein Mißverständniß....“ — Ach was! Ich wiederhole Ihnen, wenn Sie noch nicht tapfer doktern, ganz kuriren können, dann gehen Sie früher zum Praktiziren auf ein Dorf oder ins Spital!“ Sprach's und drehte dem Verblüfften den Rücken.

— Auswanderung. Kathi: Aber gehens, Herr Baron! Wenn sich die gnädige Frau nur a Bisserl umschaut, bin i um'n Dienst. Lassen's mi aus mit Ihren Busserln oder i schrei. — Baron: Hast ja sonst nit geschri'n, Kathi! — Kathi: Sonst war's a was anders; aber heut hab i gehört, wie's zur gnädigen Frau gesagt hab'n: „O, Stanzerl,“ haben's gesagt, „Du bist meine Welt!“ Was bin i denn da? — Baron: Weißt nicht, daß es zwei Welten giebt, eine alte und eine neue? Meine Frau ist die alte Welt, Du die neue und ich—ich bin Auswanderer.

— Kindlich. Die kleine Elsa zu ihrer Mama: Du sagst manchmal „ein Mann“ und manchmal „ein Herr.“ Wann ist Jemand ein Mann und wann ein Herr? Mama: Wenn Jemand elegant gekleidet ist, so nennt man ihn einen Herrn, und sonst sagt man ein — Mann. Elsa: Dann ist also unser Gärtner am Sonntag ein Herr, und an Wochentagen ein Mann?!!

— Er kann's bezahlen. Commerzienrath Blaustein zu seinem Koch: Ich habe gehört, daß der Dichter Regenstein hat gestern seinen Gästen gegeben zum Diner als Dessert ein pikantes Epigramm. Was so'n Dichter kann, kann ich zehnmal. Machen Sie mer heute zum Dessert zehn pikante Epigramms; ich kann's bezahlen.

— Allmacht des Skats. Der Rentier Dausdrücker wurde beim Abendskat vom Starrkrampf befallen, als er eben seine Karte zur Hand genommen. Nach drei Tagen gelang es den unausgesetzten Anstrengungen der Aerzte, ihn zum Leben zurückzubringen. Er richtete sich im Bette auf und sagte: Bin vorne — Grand ouvert!

— Unsere Kinder. Karl (7 Jahre alt): „Fräulein Anna, ich liebe Sie.“—Anna (5 Jahre): „Aber Karl! Mein dreijähriger Bruder hört uns ja!“ — Karl: „Der weiß ja noch nichts von Liebe.“ — Anna: „Glauben Sie? Ich sage Ihnen aber, es giebt keine Kinder mehr!“

— Mißverständniß. Neu engagirter Kapellmeister auf der Probe zum ersten Geiger: „Was für eine Stimmung haben Sie hier?“ — „So lange wir jut behandelt wurden, „jemietlich“, wenn wir aber kujonirt werden, denn kriejen Sie Ihre Keile, so gut wie der vorichte.

— Gekränktes Ehrgefühl. Herr (im Gedränge): „Halt, Sie haben mir mein Portemonnaie gestohlen.“ — Taschendieb (mit Würde): „Ich? Bitte um Verzeihung, ich beschäftige mich nur mit Taschenuhren.“

— Moderne Auffassung. Lehrer: Wohin ging Lot, als der Herr Schwefel und Feuer regnen ließ auf Sodom und Gomorra?—Schüler: Er holte die Feuerwehr.